

**Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte**

Herausgegeben vom Deutschen Historischen Institut Paris

(Institut historique allemand)

Band 31/1 (2004)

DOI: 10.11588/fr.2004.1.63336

---

Rechtshinweis

Bitte beachten Sie, dass das Digitalisat urheberrechtlich geschützt ist. Erlaubt ist aber das Lesen, das Ausdrucken des Textes, das Herunterladen, das Speichern der Daten auf einem eigenen Datenträger soweit die vorgenannten Handlungen ausschließlich zu privaten und nicht-kommerziellen Zwecken erfolgen. Eine darüber hinausgehende unerlaubte Verwendung, Reproduktion oder Weitergabe einzelner Inhalte oder Bilder können sowohl zivil- als auch strafrechtlich verfolgt werden.

auf 700 eng bedruckten Seiten durchgeführt, wofür ein »Wald« an Sekundärliteratur zu fällen war. Bewundernswert ist der Fleiß, mit dem aus Quellen- und Forschungsliteratur umfangreiches Material zusammengetragen wurde. Doch wird die Durchführung nicht überall der anspruchsvollen Zielsetzung voll gerecht. Offenbar verleitet ein weitgestecktes Vorhaben zu einer assoziativen Reihung von Aspekten. Dieses Verfahren ist dabei nicht immer glücklich zu nennen: Natürlich benutzt man Äxte zum Holzfällen. Aber ist es wirklich ein Gewinn, deshalb einige Absätze über den mittelalterlichen Holzhandel einzuschalten, die zudem auf der Lektüre von knapp ausgewählter Sekundärliteratur beruhen? Auch wird oft nicht deutlich, wie die Symbolik von Beil und Axt mit ihrer praktischen Verwendung in Wechselwirkungen stehen, was auch darin liegt, daß diese mentalen Aspekte seltsamerweise im Schlußkapitel plaziert sind. Auch Nachschlagen kann man diese Dinge nicht, weil ärgerlicherweise Register völlig fehlen. Sichtbar werden die Möglichkeiten einer »histoire totale« dann aber doch in den Abschnitten über Axt und Beil als Kriegswaffen. Nicht nur hier, sondern in allen Kapiteln kommt dabei die von Raynaud vorbildlich unternommene Einbeziehung von Bildquellen zum Tragen. Der Ausgangspunkt ist klar: Äxte und Beile waren die Waffen des einfachen Volkes, das sich ihrer als alltägliche Werkzeuge bediente und ihren Gebrauch im Krieg fortführte. Die Ritterschaft verwandte diese Waffen zunächst kaum. Raynaud kann überzeugend zeigen, daß diese ritterliche Ablehnung sich in Chroniken und auf Bildern niederschlägt, wo Axt und Beil bis ins 14. Jh. die Waffen blieben, die man Verschwörern, Aufrührern und Häretikern in die Hände legte. Doch im Image dieser Waffen deuten sich um 1400 Verschiebungen an. Und Raynaud geht dabei wohl zu Recht davon aus, daß das Vorbild von Bertrand du Guesclin, dem »zehnten Helden« der europäischen Ritterschaft, nicht unwichtig war, um den Ruf dieser Waffen aufzupolieren. Jedenfalls ist diese Aufwertung der (im eigentlichen Sinne schon immer populären) Waffe im 15. Jh. dann ganz offensichtlich, wo sie als Bewaffnung fürstlicher Leibgarden erscheint und auch ritterliche Turnierwaffe ist. Leider läßt sich Raynaud dabei entgehen, daß die schweizerische »Mordaxt« in Praxis und Propaganda ein wichtiges Attribut der eidgenössischen Truppen war, was in den Schweizer Bilderchroniken des 15. Jhs. gerade in Abgrenzung zu den burgundischen Heeren häufig dargestellt ist. So ist das Buch von Raynaud auch ein Plädoyer für eine moderne Waffenkunde, die es gerade in Deutschland nicht gibt.

Stephan SELZER, Halle

Aldo A. SETTIA, *L'illusione della sicurezza. Fortificazioni di rifugio nell'Italia medievale »ricetti«, »bastite«, »cortine«*, Cuneo (Società per gli Studi Storici, Archeologici de Artistici della Provincia di Cuneo) 2001, 182 S., 23 Abb. (Storia e Storiografia, 33).

Der Buchtitel verheißt eine militärhistorische Abhandlung über die begrenzte Effektivität kleinerer Befestigungsanlagen. Geboten wird jedoch eine Zusammenfügung aus drei in den Jahren 1976, 1987 und 1999 erschienenen, aktualisierten und mit weiteren Untersuchungsergebnissen angereicherten Aufsätzen, die sich mit der Entwicklung und Verbreitung der *ricetti* auseinandersetzen. Dieses Publikationsverfahren hat bewirkt, daß der ohnedies in seinen Erwartungen schon getäuschte Leser auf eine mangelnde chronologische Strukturierung, auf Wiederholungen und eine zuweilen fehlende Kohärenz in Präsentation und Argumentation stößt. Ziel des Verfassers ist, Entwicklung und Verbreitung eines Festungstypus aufzuzeigen, der sich vom unbewohnten, in einer Ebene gelegenen Rückzugsort, der bei Gefahr der örtlichen ländlichen Bevölkerung und deren Viehbestand Schutz gewährte, zu einer in friedlichen Zeiten als Vorratsspeicher mit angegliedertem Wohntrakt genutzten Wehranlage bis hin zu einem befestigten Dorf wandelte, aber auch die Spielart eines der Brückenverteidigung dienenden Kastells mit dauerhafter Garnison herausgebildet hat. Als Träger werden der lokale Adel und die Kommunen genannt, als Entstehungszeit in Absage

an eine antike oder frühmittelalterliche Kontinuität das 10. und 11. Jh., als Epoche der stärksten Verbreitung das 13. und 14. Jh. und als Zeitpunkt des Niedergangs bis zur größtenteils völligen Aufgabe das 15. Jh. mit seinem militärtechnischen Fortschritt festgehalten, wobei die politischen Hintergründe lediglich in einem Nebensatz gestreift werden. Das Vorkommen der *ricetti* will Settia, obwohl der Großteil der von ihm angeführten Bauwerke aus ebendieser Gegend stammen, nicht auf Piemont beschränkt wissen und präsentiert, sich auf die terminologische, auch regionalsprachliche Vielfalt der in den Zeugnissen verwandten Bezeichnungen (u. a. *receptum*; *villa [fortis/muralia]*; *castrum [plenum]*; *burgus*; *castellanum*) berufend, eine Reihe von Beispielen aus anderen Gebieten Nord- und Mittelitaliens – allerdings ohne daß eine tatsächliche Identität der genannten Festungsformen zweifelsfrei abzuleiten wäre.

In Abkehr von einer rein architekturgeschichtlichen Betrachtung hat Settia zumeist ungedrucktes, in den Fußnoten breit zitiertes Urkundenmaterial und in geringerem Maße historiographische Quellen ausgewertet, was nicht unproblematisch ist, da die auf Rechtsvorgänge beschränkten Dokumente nichts über Beschaffenheit, Bestückung und Organisation sowie das Funktionieren dieser Befestigung aussagen, Fragen, die allein die Archäologie beantworten kann. So vermögen lediglich die dem Band beigegebenen Abbildungen eine erste Vorstellung zu vermitteln, und da auch über die Bewährung dieser Wehranlagen bei den ihr zugedachten Verteidigungsaufgaben nichts verlautet, liegt das Verdienst der Ausführungen in der Lokalisierung von *ricetti* – oder artverwandten – Festungen.

Der Autor hat sich der Mühe unterzogen, ein Namenregister zu erstellen, doch mit einem Verzeichnis der benutzten Archivalien, gedruckten Quellen und Sekundärliteratur wäre dem Leser, der sich die Titel mühsam aus den Fußnoten heraussuchen muß, mehr gedient gewesen.

Petra ROSCHECK, Saarbrücken

Le château et la ville. Conjonction, opposition, juxtaposition (XI<sup>e</sup>–XVIII<sup>e</sup> siècle). 125<sup>e</sup> Congrès national des sociétés historiques et scientifiques, section archéologie et histoire de l'art, Lille 2000, hg. von Gilles BLIECK, Philippe CONTAMINE, Nicolas FAUCHERRE und Jean MESQUI, Paris (Comité des travaux historiques et scientifiques) 2002, 423 S.

Vorliegender, sorgfältig und mit über 200, zum Teil farbigen Abbildungen, Skizzen, Tabellen und Karten aufwendig gestalteter Sammelband macht 21 Tagungsbeiträge zugänglich, die über das eigentliche Fachpublikum hinaus einen breiten Kreis von Interessierten erreichen dürften. Die Veranstalter hatten zur Aufgabe gestellt, das Miteinander, Nebeneinander und Gegeneinander von Stadt und Stadtfestung bzw. Zitadelle in einem zeitlich weitgespannten Bogen auszuarbeiten und namentlich das Konfliktuelle in den Beziehungen zwischen Gemeinde und seigneurialer, königlicher sowie militärischer Macht aufzuzeigen. Dem Leser wird allerdings zu den drei, gesondert (von Philippe CONTAMINE, Philippe BRAGARD und Nicolas FAUCHERRE) eingeleiteten Themenkomplexen »Stadt und Stadtfestung im Mittelalter«, »Die klassische Zitadelle«, »Aufgabe und Abbruch« mehr geboten, als eine Reihe von aus unterschiedlichen Regionen und verschiedenen Epochen entnommenen Fallbeispielen zur Untermuerung eines längst bekannten – und nicht sonderlich aufregenden – Sachverhalts. Auf die Funktion von Burgen, in Friedenszeiten Handelswege und Banneinrichtungen zu kontrollieren, für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung innerhalb einer Agglomeration zu sorgen sowie territoriale Besitz- und Herrschaftsrechte zu garantieren, hätte nicht eigens hingewiesen werden müssen. Auch nicht auf den Umstand, daß sich daraus gelegentlich Dissonanzen entwickelten, die allerdings weniger an diesem Aufgabenbereich als an bestimmten Personen – Amtsinhabern und Herrschaftsträgern –, aber auch an den hohen Bau- und Unterhaltungskosten, die von den Bürgern zu tragen waren,